

Heinrich Rombach

Das Gehen

Der Kampf zwischen Transzendenz und Immanenz im modernen Bewußtsein

Wenn Literaten philosophieren, was sie alle nicht lassen können, entsteht eine besondere Art Philosophie. Fachphilosophen gehen gerne mit einer Handbewegung darüber hinweg – und vergessen dabei, daß es auch Philosophen gibt, die „Literatur“ machen – und daß dies eigentlich bei allen Philosophen der Fall ist. Annäherungsversuche zwischen diesen beiden sehr verschiedenen Arten zu philosophieren gibt es kaum. Im folgenden soll darum von der Fachphilosophie her der Versuch unternommen werden, das literarische Philosophieren ernst zu nehmen und einen konkreten Fall aus der jüngsten Literatur auf die denkerischen (und zugleich politischen) Folgen zu untersuchen.

Das PDUG

Musil ist zwar nicht der konkrete Fall, aber er hat damit zu tun. Im „Mann ohne Eigenschaften“ entdeckt der Titelheld das „Prinzip des unzureichenden Grundes“, vom Dichter kurz PDUG genannt. Es besagt, daß sowohl in unserem persönlichen Leben wie in unserer öffentlich-geschichtlichen Existenz immer das geschieht, „was eigentlich keinen rechten Grund hat“. Das ganze Lebensproblem reduziert sich auf die Frage, wie der einzelne auf die Tatsache, daß Tatsachen keinen rechten Grund haben, reagieren soll.

„Leo Fischel schwankte, ob er widersprechen solle oder nicht; Direktor Fischel von der Lloyd-Bank philosophierte gern, es gibt noch solche Menschen in den praktischen Berufen, aber er war wirklich in Eile; darum erwiderte er: ‚Sie wollen mich nicht verstehen. Ich weiß, was Fortschritt ist, ich weiß, was Österreich ist. Aber vielleicht vermag ich mir, was wahre Vaterlandsliebe, wahres Österreich und wahrer Fortschritt ist, nicht ganz richtig vorzustellen. Und um das frage ich Sie!‘ ...

‚Ich schwöre Ihnen‘, erwiderte Ulrich ernst, ‚daß weder ich noch irgend jemand weiß, was der, die, das Wahre ist; aber ich kann Ihnen versichern, daß es im Begriff steht, verwirklicht zu werden!‘

‚Sie sind ein Zyniker!‘ erklärte Direktor Fischel und eilte davon ...“

Niemand weiß, was das Wahre ist, es steht aber im Begriff, verwirklicht zu werden; dies mag zynisch klingen – dennoch kann der „Mann ohne Eigenschaften“ die Wahrheit seiner Aussage in allem Ernst beschwören. Das Leben realisiert Sinn, hohen Sinn,

höchsten Sinn, ohne zureichenden Grund – es sei denn den, daß der Sinn *gelebt* wird.

Wenn es so ist, daß der Lebenssinn aus dem puren Faktum seines Gelebtwerdens Gründe (wenn auch „unzureichende“) bezieht, dann gibt es auch ein ernst zu nehmen- des Motiv für die literarische Philosophie, für die Philosophie aus dem Hintergrund. Dagegen wird die Philosophie aus dem Grund, die Fachphilosophie, das Verhältnis immer umgekehrt sehen: Sinn begründet Leben; nicht: Leben begründet Sinn. Zwischen der Philosophie aus dem Grund und der Philosophie aus dem Hinter-Grund gibt es schwerlich eine Vermittlung; aber vielleicht wäre diese Vermittlung mehr als das eine und mehr als das andere, eine dritte, höhere Form des Philosophierens?

Am Ende wäre es nicht ausgeschlossen, daß vom Standort dieser Philosophie aus Fragen gelöst werden können, in denen sonst nur hoffnungslose Konfrontation herrscht, Fragen, die die Möglichkeit suchen, wie es gegenwärtig gehen und weitergehen soll.

Groteske der Philosophie

Thomas Bernhard (geboren 1931) ist der konkrete Fall. Auch er ein Literat aus Österreich. Auch er ein ernster Zyniker, ein Meister der Groteske und eine Stimme aus dem Hintergrund. Wie sehr er es mit dem Dunklen und Unaufgehellten hat, zeigt der Theaterwitz des vergangenen Sommers, die Episode von Salzburg, durch die der Autor, schon länger bekannt, berühmt wurde. In dem von ihm geschriebenen Theaterstück für die Salzburger Festspiele war vorgesehen, für einen Augenblick totale Finsternis eintreten zu lassen. Dagegen standen jedoch die Sicherheitsvorschriften des Theaters, nach denen die Notbeleuchtungen unter keinen Umständen gelöscht werden dürfen. Das Tauziehen zwischen Autor und Amt für öffentliche Sicherheit endete zunächst damit, daß der Autor das Stück zurückzog. Die Pointe dieser Geschichte besteht natürlich darin, daß damit genau das vorgeführt wurde, was vorgeführt werden sollte, nämlich die Tatsache, daß die Gesellschaft unfähig ist, totale Finsternis, auch nur für die geringste Zeit, zu ertragen, und daß diese Demonstration dadurch erreicht worden ist, daß die Demonstration nicht erreicht worden ist.

Thomas Bernhard ist nicht nur durch seinen Zynismus mit Musil verbunden; das zeigt sich vor allem in seiner Erzählung „Gehen“ (erschieden 1971 bei Suhrkamp). Der Text arbeitet eine eigene Spannung in sich aus und fesselt den Leser, obwohl nichts oder fast gar nichts geschieht, und von den ersten Zeilen an eigentlich nur Andeutungen und Unklarheiten verbreitet werden, dies in einem Erzählstil, der einer Litanei gleicht.

Was heißt Gehen? Wer geht da? Wer geht mit wem wohin und wozu? Fragen, die bis zur letzten Seite offenbleiben und doch den Inhalt der Sache ausmachen. Der Stil ist so, daß man ihn nur als Groteske verstehen kann, als eine auf die äußerste Spitze getriebene philosophische Verspottung des Philosophierens, namentlich des Philosophierens der Allerweltsphilosophen, die sich in den Parks der Großstädte aufhalten

und sich gegenseitig die einzigen Abnehmer ihrer Meinungen sind, vor allem solcher Meinungen, die ebenso verrückt wie unwiderleglich sind.

Dennoch: eine Groteske der Philosophie ist noch keine groteske Philosophie. Nach einiger Zeit findet der Leser heraus, daß es sich um einen Bericht handelt, den ein dritter Mann von der Erzählung eines zweiten Mannes gibt, der sich ausführlich darüber ausläßt, wie der erste Mann verrückt geworden ist. Die Erzählung beginnt mitten im Text ohne die geringste Rücksicht auf das Verständnis des Lesers. Mit fortschreitender Entwicklung wird jedoch das äußerliche Geschehen deutlicher und im selben Umfang auch der gedankliche Inhalt und die literarische Zielsetzung. Nicht nur der Gegenstand der Erzählung (Karrer) ist ein Verrückter, sondern der Erzähler selbst (Oehler) und dessen Berichterstatter (welcher anonym bleibt). – Ein Verrückter erzählt, wie ein Verrückter vom Verrücktwerden eines anderen Verrückten erzählt, und das bis zum Verrücktwerden des Lesers.

Der Rustenschachersche Laden

Das Geschehen, das der Erzählung als Zeitschiene dient, hat seinen Kulminationspunkt im Rustenschacherschen Laden. Bis dahin ist nur von den Denkspaziergängen zweier Alltagsphilosophen (Oehler und Karrer) die Rede. Sie unterbrechen eines Tages ihren Spaziergang, um sich im Textiliengeschäft Rustenschacher einige Hosen zeigen zu lassen. Es handelt sich um Alltagshosen „von einer festen, winterharten Art“, die im Hinblick auf ihre Verarbeitung die Zustimmung Karrers findet, jedoch heftige Bedenken gegen das Material auslöst. Karrer läßt sich die Hosen vom Verkäufer Stück für Stück gegen das Licht halten und entdeckt überall „schütterere Stellen“, die ihn zu der Feststellung veranlassen, es handle sich um „tschechoslowakische Ausschußware“. Dagegen setzt der Verkäufer die Versicherung, es handle sich um „erstklassigste“ englische Ware. Der Leser begreift, daß es sich tatsächlich um Ausschußware handelt und daß es dem Philosophen niemals gelingen wird, den Verkäufer oder den Ladenbesitzer zu dem Zugeständnis zu bewegen, daß es sich um Ausschußware handelt. Der Ladenbesitzer läßt sich nur zu dem Entgegenkommen herbei, daß es sich zwar nicht um „erstklassigste“, sondern nur um „erstklassige“ Ware handelt, ein Zugeständnis, das Karrer natürlich nicht genügt, da er eigentlich nicht diese Hosen und Stoffe meint, sondern die Tatsache, daß in diesem Geschäft etwas für etwas anderes verkauft wird. Es enthüllt sich der unüberwindliche Gegensatz des Philosophen gegen die Wirklichkeit, die immer und überall an der Behauptung ihrer Solidität interessiert ist. Die Dinge der Alltagswirklichkeit und vor allem die Wirklichkeit selbst haben aber wirklich keine Solidität – alles steht auf schwankendem Boden, was jedoch niemals zugegeben wird. Karrer wird in eine immer heftigere Erregung hineingetrieben, er hämmert auf den Tisch und wiederholt unaufhörlich den stereotypen Schrei „schütterere

Stellen, schütterte Stellen, schütterte Stellen“. Der Nervenzusammenbruch ist offenkundig; Karrer wird sofort und für immer in die Nervenheilanstalt gebracht.

Langsam wird dem Leser klar, daß der Rustenschachersche Laden für die gesamte Alltagswirklichkeit steht und der Alltag dem Versuch, ihn in seiner Ungeklärtheit, Unbegründetheit und unbegründeten Selbstsicherheit zu erschüttern, erfolgreich widersteht.

Gehen und Denken

Gehen und Denken haben miteinander zu tun. Das eine ist das Bild des anderen.

„Wenn wir einen Gehenden genau beobachten, wissen wir auch, wie er denkt. Wenn wir einen Denkenden genau beobachten, wissen wir auch, wie er geht. Wir beobachten einen Gehenden längere Zeit auf das genaueste und kommen nach und nach auf sein Denken, auf die Struktur seines Denkens, wie wir, wenn wir einen Menschen längere Zeit beobachten, wie er denkt, nach und nach darauf kommen, wie er geht. Beobachte also längere Zeit einen Denkenden und beobachte dann, wie er geht, umgekehrt, beobachte längere Zeit einen Gehenden und beobachte dann, wie er denkt“ (85 f.).

Denken heißt Fragen und Fragen heißt immer Weiterfragen. Darum „Gehen“! Gehen ist natürlich besser als Stehenbleiben, aber wer geht, findet kein Ende. Fragen haben das Eigentümliche, daß sie neue Fragen hervorbringen, und wer fragt, handelt nicht. Ist das Fragen ein Nichthandeln, so ist das Gehen ein Stehen.

„Sehen Sie, sagt Oehler, wir können gleich was für eine Frage stellen, wir können die Frage nicht beantworten, wenn wir sie wirklich beantworten wollen, insofern ist überhaupt keine Frage aus der Begriffswelt zu beantworten. Abgesehen davon aber werden ununterbrochen Millionen und Abermillionen von Fragen gestellt und von Fragen beantwortet, wie wir wissen und die, die fragen, und die, die antworten, kümmern sich nicht darum, ob es falsch ist, weil sie sich nicht darum kümmern können, damit sie nicht aufhören, damit nicht auf einmal überhaupt nichts mehr ist, sagt Oehler“ (80 f.).

Gibt es nirgendwo einen Punkt, an dem man stehenbleiben könnte, so gibt es auch keinen Boden für Stehen, und so zeigt sich der unüberbrückbare Gegensatz zwischen Denken und Sein, die absolute Differenz, die vollendete Feindschaft. Wer denkt, verrät Boden, Verlässlichkeit und Sein; wer lebt, verrät Denken, Fragen und Grund.

Thomas Bernhard ist fürs Denken, fürs „Gehen“. Dies beeinflußt den Stil, der ein mühevolleres, ununterbrochenes Weiterschreiten ist, ein Sichhervorspinnen von Denken, wodurch die Differenz zu Leben und Wirklichkeit immer größer wird und die Hoffnungslosigkeit der menschlichen Lage immer tiefer erscheint. Die Litanei gerät mehr und mehr zum Lamento.

„Was wir tun, ist, uns im Meditieren über unauflösliche Tatsachen erschöpfen, worunter wir Denken nicht verstehen, was wir aber als Denken bezeichnen, sagt Oehler“ (40 f.).

Das Denken scheitert an der Wirklichkeit und der Philosoph am Alltag. Was bleibt, ist Verrücktwerden; vielleicht bleibt Ironie, Satire, Groteske, aber nur dann, wenn man es mit den Dingen nicht zu ernst nimmt.

Probleme

Der Denker versagt es sich, die Situation hinzunehmen. Was zum Vorschein kommt, ist der Nonsens des Lebens.

„Oehler sagt, nichts fragen sich diese Leute, die ein Kind machen, ist ein Satz, der vollkommen richtig, gleichzeitig vollkommen falsch ist, wie alle Sätze. Man muß wissen, sagt Oehler, alle Sätze, die gesprochen werden und die gedacht werden und die es überhaupt gibt, sind gleichzeitig richtig und gleichzeitig falsch, handelt es sich um richtige Sätze. Jetzt bricht er die Unterhaltung ab und sagt: Tatsächlich fragen sich diese Leute nichts, wenn sie ein Kind machen, obwohl sie doch wissen, daß ein Kind machen und vor allem ein eigenes Kind machen, heißt, ein Unglück machen, und also ein Kind machen und also ein eigenes Kind machen, nichts anderes als Infamie ist. Und ist das Kind gemacht, sagt Oehler, lassen die, die es gemacht haben, sich das von ihnen aus freien Stücken gemachte Kind vom Staat bezahlen. Für diese Millionen und Abermillionen von ganz aus freien Stücken gemachten Kindern muß der Staat aufkommen, für die, wie wir wissen, vollkommen überflüssigen Kinder, die nichts anderes gebracht haben, als neues, millionenfaches Unglück“ (16 f.).

Wenngleich das Ganze einen kaum zu durchbrechenden Panzer von Lächerlichkeit hat, liegt den Fragen, die diese Philosophen anschneiden und wieder liegenlassen, jeweils ein echtes Problem zugrunde. Da ist z. B. die Erfahrung, daß alles, was ist, nur „ein Sogenanntes“ ist. Es gibt nur sogenannte Menschen, sogenannte Staaten, sogenanntes Recht, sogenannte Wirklichkeit, sogenannte Wahrheit usw. Da es aber auch nur das „sogenannte Sogenannte“ gibt, führt diese Frage in infinitum und ad absurdum. – Ähnlich auch die Problematik des „Selbst“.

„Während wir einen Anderen ohne weiteres, ohne daß er es weiß (und wahrnimmt) beobachten können, also sein Gehen wie sein Denken, können wir uns selbst niemals, ohne daß wir es wissen (wahrnehmen), beobachten. Wenn wir uns selbst beobachten, beobachten wir ja immer niemals uns selbst, sondern immer einen andern. Wir können also niemals von Selbstbeobachtung sprechen, oder wir sprechen davon, daß wir uns selbst beobachten als der, der wir sind, wenn wir uns selbst beobachten, der wir aber niemals sind, wenn wir uns nicht selbst beobachten, und also beobachten wir, wenn wir uns selbst beobachten, niemals den, welchen wir zu beobachten beabsichtigt haben, sondern einen Anderen. Der Begriff der Selbstbeobachtung, also auch der Selbstbeschreibung, ist also falsch“ (87).

Eine weitere Erfahrung ist die des ausgeschütteten Denkens. Man beobachtet, daß der Mensch zwar immer wieder zu Denkabläufen ansetzt, diese aber irgendwann ohne Grund abbricht und damit Denken unsinnig macht.

„So sind wir immer dabei, die Gedanken, die wir haben und die wir immer haben, weil es unsere Gewohnheit ist, immer Gedanken zu haben, wegzuworfen, wir werfen das ganze Leben, so weit wir wissen, Gedanken weg, wir tun nichts anderes, weil wir nichts anderes sind, als Menschen, die fortwährend ihre Köpfe wie Abfallkübel umkippen und entleeren, wo sie auch sind. Haben wir einen Kopf voller Gedanken, kippen wir den Kopf um wie einen Abfallkübel, sagt Oehler und nicht alles auf einen Haufen, sagt Oehler, sondern immer dort, wo wir gerade sind“ (89).

In verschiedensten Formen wiederholt sich die Erfahrung, daß überall Fragen stekken, die zu schütterten Stellen der Wirklichkeit werden, da sie „automatisch unbeant-

wortbar“ werden, weil sie unbeendbar sind. So wird Denken zu jener Verrücktheit, für die die Gesellschaft nichts anderes als geschlossene Anstalten übrig hat.

Diejenigen, die in diesen Anstalten sind, sind von denjenigen, die außerhalb der Anstalten sind, nur dadurch unterschieden, daß sie ins „Gehen“ geraten sind. Über die Trostlosigkeit ihrer Situation bringt sie nur der trotzig Hohn hinweg, mit dem sie diejenigen persiflieren, die sich einer frivolen Philosophie der Sicherheit hingeben. Dies gilt jedenfalls für den Erzähler dieser Geschichte, der es sich gestattet, vom Wichtigsten ironisch und vom Ernstesten sarkastisch zu sprechen und der in der Satire die Hoffnungslosigkeit einer unendlichen Frage in einer ihr fremden Weise beantwortet. Dies mag eine spezifische Weise des Denkens, eine sehr spezielle Form der Philosophie sein. Vielleicht Wiener Denken, vielleicht österreichische Philosophie, genau einer bestimmten Wirklichkeitserfahrung angepaßt.

Klosterneuburgerstraße

Solange man in der Wirklichkeit stehen bleibt, hat alles Hand und Fuß. Überall begegnet uns Sinn. Selbst in der Klosterneuburgerstraße, auf die sich schließlich der tragisch-komische Sinn der Sinnwidrigkeit zusammenzieht. Es stellt sich heraus, daß Karrer in der Klosterneuburgerstraße, Wien, Neunter Bezirk, geboren ist und dort, wo ihm alles vertraut und sinnvoll erschien, blieb, ohne rechtzeitig zu bemerken, daß die Zufallssituation, die die Situation des Menschen überhaupt ist, unter dem Zugriff des Denkens zu einer absoluten Vernichtung führen muß. Die Erzählung schildert die Vernichtung menschlicher Existenz durch den platten Zufall ihrer selbst; der Ausbruch des Wahnsinns im Rustenschacherschen Laden ist nur das Zumvorscheinkommen dessen, was im Grund schon immer der Fall gewesen ist, die Grundlosigkeit des menschlichen Daseins hier und heute.

„Eine Straße wie die Klosterneuburgerstraße ist für einen Menschen wie ich in meinem Alter eine festverschlossene Gruft, in die herein man nichts mehr anderes hört als Entsetzliches, so Karrer. Mehrere Male soll Karrer das Wort bössartiger Absterbensprozeß ausgesprochen haben, mehrere Male das Wort Frühuin. Wie ich diese Häuser gehaßt habe, soll Karrer gesagt haben, und doch in diese Häuser immer wieder mit einer lebenslänglichen Anhänglichkeit hineingegangen bin, die nichts als nur deprimierend ist. Alle diese Hunderte und Tausende von geisteskranken Menschen, die in diesen Jahren aus diesen Häusern herausgestorben sind, so Karrer“ (99).

In die Absurdität ist der Mensch dadurch verstrickt, daß er als denkendes Wesen in eine nicht zu denkende Wirklichkeit versetzt ist, also in eine Umgebung, die seinem Wesen in keiner Weise korrespondiert.

Das Symbol für die Zufälligkeit und Sinnlosigkeit des Lebens ist die Klosterneuburgerstraße. Jeder ist irgendwo in einer Klosterneuburgerstraße geboren, mit deren Zufälligkeiten belastet, in seinem Empfinden und in seinem Bewußtsein. Es gibt keine Flucht aus diesem Gefängnis. So bleibt nur das Lamento. Natürlich nicht in jämmer-

licher Form, sondern in der gehobenen Weise der gekonnten Satire und der hinterlistigen Groteske.

„Die ganzen Jahre habe ich gedacht, etwas und das heißt alles ändern und aus der Klosterneuburgerstraße weggehn, aber es hat sich nichts geändert (weil er nichts geändert hat), so Oehler, und er ist nicht weggegangen. Wenn man nicht früh genug weggeht, sagte Karrer, ist es auf einmal zu spät und man kann nicht mehr weggehn. Auf einmal ist klar, man kann tun, was man will, man kann nicht mehr weggehn. Dieses Problem, nicht mehr weggehn zu können, nichts mehr verändern zu können, beschäftigt einen dann das ganze Leben, soll Karrer gesagt haben, und mit nichts anderem beschäftigt man sich dann“ (97 f.).

So ist die Ausweglosigkeit, die daraus entsteht, daß es, wenn man soweit ist, die Notwendigkeit wegzugehen zu erkennen, immer zu spät zum Weggehen ist, das eigentliche Thema dieser Erzählung. „Gehen“ ist eigentlich Weggehen. Aber wohin? Überall ist Zufall. Nirgends ist der Sinn selbst Sein geworden. So bleibt nur der leere und ziellose Schwebezustand, in den die Übersteigung aller Situationen aus Unsinnssituationen führt.

Der Leser

Gehen geht nicht. Gehen wäre Weggehen, aber zu diesem ist es immer schon zu spät. Manche haben sich damit abgefunden, manche verändern ihr Dasein dadurch, daß sie sich einen Hund anschaffen, oder ein Auto, oder eine Partei oder sonst etwas, das Sinn verspricht. Aber immer wieder fallen sie in die Unerträglichkeit des Zufalls zurück und ständig wird das, woran sie ihre größten Hoffnungen geknüpft haben, auf eine makabre Weise zum Ausgangspunkt neuer Trauer.

Wenn Dichtung eine Form von Trauer ist, dann ist Thomas Bernhard ein Dichter, und wenn die Ironie die Kunst des Trauerns ist, dann ist Thomas Bernhard ein höchst kunstvoller Dichter. – Vielleicht ist die Trauer eine Antwort. Vielleicht ist sie aber nur ein vorübergehendes Wort in dem Gespräch, das der wirklich Denkende mit der Wirklichkeit führt.

Der eine und der andere Weg

„Gehen nach Orten, die durch Gehen nicht erreicht werden können, muß man sich abgewöhnen. Reden über Angelegenheiten, die durch Reden nicht entschieden werden können, muß man sich abgewöhnen. Denken über Probleme, die durch Denken nicht gelöst werden können, muß man sich abgewöhnen, sagte Me-ti.“

Das klingt strenger, militanter. Es ist eine andere Erfahrung mit Gehen, die sich hier ausspricht. Der sie ausspricht ist *Bert Brecht*, der für jenes zügellose österreichische „Gehen“ nur Anführungsstriche, ein echtes Irrenhaus (oder schlimmeres) bereithalten könnte. Nicht zu leugnen, daß darin Wahrheit liegt, wenn auch eine solche, die fremd

für unsere Ohren ist. Brecht kleidet sie denn auch in das Ambiente einer anderen Welt, der chinesischen, wie sie „Me-ti“, dem „Buch der Wendungen“ zugrunde liegt.

Nun ist es kein Zufall, daß sich Brecht des chinesischen Milieus bedient, das einen besonderen Sinn für Weg und Gehen hat. Hier entwickelte sich jene Weisheitslehre, die sich nach dem Gehen benennt: „Tao“, der „Weg“. Von hier bekommen wir eine Bestätigung für unseren Gegengedanken zu Thomas Bernhard: Es kommt keineswegs darauf an, ein Ziel zu erreichen, sondern aller Sinn liegt im Weg, der allerdings der rechte Weg sein muß. Den rechten Weg erkennt man einzig daran, daß er weiterführt, daß er überhaupt „führt“. Eine Führung haben, ist alles. Die Führung kommt aus den Dingen, aus der Erfahrung der inneren und eigenen Möglichkeiten der Verhältnisse. Wer die Zukunft der Verhältnisse aus ihnen selbst herausholt, erreicht viel. Für ihn wird sein eigener Weg und der Weg der Dinge derselbe; ein Weg, der über Dimensionen führt und sich nicht allein in dem bewegt, was man zielentwerfend vorwegnehmen kann.

Gehen ist kein Grund zur Verzweiflung. Jeder Schritt führt überhinaus. Es muß freilich ein Schritt sein, der sich genau auf den Schritt zuvor bezieht und sich an dessen *inneren Möglichkeiten* mißt, nicht an einem übergeordneten jenseitigen Ziel. Solches Gehen geht nur zu Orten, die durch Gehen erreichbar sind. Zugleich geht es über alles „Erreichbare“ hinaus, denn es liest *aus den Sachen*, was jenseits des Vorwegnehmbaren liegt.

Brecht sieht die Rückbindung des Gehens an das Konkrete – und ist verleitet, darüber das Tao, das Nicht-in-eine-Planung-Eingehende, zu vergessen. – Bernhard sieht das Jenseitige des Gehens – und ist verleitet, darüber die Rückverweisung an das Schritt-für-Schritt zu vergessen.

Die Selbstüberholung

Wo steht der Erzähler dieser Erzählung? Im Weggehen? Im Weitergehen? In der Verzweiflung? – Er enthält sich der Stimme, läßt immer nur die anderen reden („sagt Oehler, sagt Karrer“). Und dennoch gibt er der Sache etwas hinzu, und ist es auch nur der ätzende Tropfen der schonungslosen Wiedergabe des Geredes und damit der Geist der Ironie. Zunächst möchte man meinen, er gibt dem Ganzen nur eine verwandelte Äußerlichkeit, eine bürgerliche und damit freundlichere Atmosphäre. Es scheint so, als ob dies nur die österreichische Art des Umgangs mit dem Abgrund sei. Dann aber begreift man, daß der Unsinn selbst lebendig wird, zum Sinn wird, und daß die Rückführung in die Klosterneuburgerstraße doch eben auf einer neuen Stufe erfolgt. Es ist die poetische Verwandlung, durch die alles wenn auch nicht besser so doch eben anders und erträglicher wird.

Damit sind, so könnten wir ergänzen, die berühmten „Änderungen“ in der Gesellschaft nicht überflüssig gemacht, aber sie erhalten die Überhöhung, die sie brauchen,

um menschlich effektiv zu sein. Fehlt ihnen dieser poetische Geist, diese phantastische Reflexion, die sich keine Selbstbelügung durchläßt, so bleiben alle Änderungen, soviel Verbesserung sie auch enthalten, ein Unfug, da sich der Nonsens in der Weise der Selbstverkappung auf ein Unendliches hin potenziert.

Ein Denker ist kein Hosenschneider. Und tatsächlich hat, wie Karrer zugeben muß, jede der Rustenschacherschen Hosen, trotz aller schütterten Stellen, den Anforderungen des Alltags standgehalten. Lassen wir also die Hosen bei dem, was sie sind. Es gibt sicher auch bessere, und die Rustenschacherschen mögen nicht die allerbesten gewesen sein. Vieles wird gegenwärtig angeboten, was erstklassigst, nicht nur erstklassig ist. Warum auch nicht? Es wäre mit dem menschlichen Lebenstrieb schlecht bestellt, würde er nicht über die Klosterneuburgerstraße hinausgelangen. Allerdings ist die Gastwirtschaft „Obenaus“ nicht in Wahrheit oben hinaus, sondern eben selbst auch wieder nur eine andere Klosterneuburgerstraße, was aber nur demjenigen unangenehm ist, der nicht begriffen hat, daß dieses Überhinaus des menschlichen Lebens, wenn es nur intensiv genug durchgetragen wird, das einzige Obenaus, die einzige Transzendenz, ist.

„Gehen“ will zu hoch hinaus. Damit verrät es das eigentliche Gehen. Allerdings – zum Glück – nur ideologisch, in Wirklichkeit kommt der Autor ganz in die Wirklichkeit zurück, dank seiner Ironie und des hohen Gelungenheitsgrads dieser Groteske, deren feinsinnige Übergänge von flachster Banalität bis zu tiefer Erfahrung die ganze Klaviatur menschlicher Sinnmöglichkeiten beherrscht und durchspielt und sie dadurch gerade in die Realität hinunterführt, die sie ideologisch zu überfliegen wähnt. „Gehen“ ist weiter gegangen als Thomas Bernhard. Die Erzählung geht über den Erzähler hinaus. Der Erzähler bleibt in seiner Ideologie, die im Grund ein Lamento ist, befangen. Die Erzählung aber enthält soviel Geist, daß es eine Lust ist, sie zu lesen – und Lust heißt Leben. Die Erzählung geht über sich selbst hinaus. Alle Paradoxien und Widersprüche, mit denen sie stilistisch arbeitet, werden unmerklich dadurch überholt, daß sie in ihrem poetischen Gelingen wirklich „geht“ – nur eben der Autor will nicht gehen, er, der in einer merkwürdigen Bequemlichkeit in sein eigenes Poem zurückgesunken ist wie in einen tiefen Sessel, aus dem es schwer ist, sich wieder zu befreien.